

# Wie im Fiebertraum

von Ruth Bender

Von Nähe und Ausgrenzung: Werftpark-Theater zeigt „Frankenstein“ als rasant melancholischen Bilderbogen



*Gruselige Hochzeitsnacht: Viktor Frankenstein (Julian Melcher, links) trifft auf sein Monster im Kleid seiner Braut (Johanna Kröner, Lasse Wagner, Marie Jobst). FOTO: OLAF STRUCK*

**Kiel.** Regen rauscht, Donner grollt, Blitze zucken – genug, um eine aus toter Materie zusammengebastelte Kreatur per Stromstoß zum Leben zu erwecken. Ruckelnd und zuckend reckt sich das Monster, sortiert die Grimasse, kommt staunend an im Leben. Eine groteske Dreifaltigkeit, die fortan über die düster beleuchtete Bühne im Werftpark-Theater tapert.

Das Monster, das Viktor Frankenstein in Mary Shelleys Schauerroman zusammenbastelt, hat Regisseurin Anna Stiepani in ihrer Adaption von „Frankenstein“ als Tripelwesen gedacht, gespielt von drei Schauspielern, aneinandergelockt und einander suchend in der ewigen Sehnsucht nach Wurzeln, Zugehörigkeit und Verschmelzung. Dazu tigert sein Schöpfer rastlos über den Laufsteg, der die ganze Bühne durchläuft. Im unheimlich klotzigen Goldrahmen zum Bild geronnen, in dem Frankenstein mit seinem Monster gefangen bleibt. Legende und Dilemma zugleich.

Mary Shelleys vielfach verfilmte und adaptierte Geschichte passt gerade gut in die Zeit, in der viel über KI, Roboterwesen und die Frage, wie viel Seele in ihnen steckt, gegrübelt, die Frage nach der mit dem Forscherdrang verbundenen Verantwortung aber gern vergessen wird.

Stiepani verpackt das vierköpfige Ensemble dazu mit Ausstatterin Jenny Schleif in Kostüme, die den Roman in seiner Zeit, also eher um 1800, belassen. Spielereien mit Laptop und KI lässt sie außen vor und vertraut darauf, dass sich der Bezug von selbst ergibt.

Das funktioniert. Man sieht auf der Bühne: Monster bauen macht viel schmutzige Arbeit und ist am Ende nicht zwingend von jener Schönheit und Qualität gekrönt, wie sie Frankenstein nach eigenen Worten sucht. Man sieht aber auch: Darüber hätte sich der junge Forscher, der seit dem Unfalltod der Mutter über Tod und Leben sinniert, ein paar mehr Gedanken machen sollen.

Zwischen Erzählen und Spielen entrollt sich die Geschichte. Die Brüche schafft der gelungen groteske Comic-Duktus der Inszenierung, der die Geschichte zum Zerrbild des Menschlichen macht. Mit mechanischer Bewegung, die die Schauspieler zu Puppen degradiert. Mit Wiederholungsschleifen und gerade genug Realismus, um den Ernst der Lage begreifen zu können.

Frankensteins Besessenheit wird ebenso sichtbar wie seine Unlust an den Folgen seines Tuns, die er ebenso beiseite wischt, wie er das Monster allein zurücklässt. Julian Melcher bläst die Figur auf in ihrem Größenwahn und ihrer Schöpferkraft. Ein gedankenloser Spieler, aber auch ein bisschen Hamlet-Grübler, der lächerlich klein wird in seiner panischen Hilflosigkeit und dem Abscheu gegenüber seiner Kreatur.

Die spiegelt, auf allen Gebieten enorm lernfähig, außer auf dem der Moral, nach einigen Versuchen, in der Menschheit anzudocken, den Hass brutal zurück. Sucht Rache für die Einsamkeit, setzt seinerseits die Regeln, mordet erst Frankensteins Bruder, später seine Braut Elisabeth. Der Menschenbastler hatte da gerade die zugesagte Herstellung einer Gefährtin für sein Monster wieder abgebrochen und zerstört. Das groteske Miteinander von Johanna Kröner, Marie Jobst und Lasse Wagner zeigt das Schwergängige, Umständliche, das sich ergibt, wenn zusammengefügt wird, was nicht zusammengehört. Dabei kommen sich die Schauspielerinnen, die zwischendrin auch in die Rollen von Viktors Familie und Studentenfreunden schlüpfen, viel weniger in die Quere, als man denken könnte. Vielmehr verstricken sie sich ins tiefeschürfende Selbstgespräch („Aus welchem Stoff bin ich gemacht?“), hadern mit Ablehnung und Alleinsein und suchen eine Identität: „Niemand war wie ich!“

Als schwelgerisch fiebriger Traum zwischen Komik und Grusel überzeugt dieser mit großem Applaus gefeierte Abend. Anna Stiepani destilliert daraus mit ihrem bestaufgelegten Ensemble in poetisch-melancholischen Bildern eine Geschichte von Ausgrenzung und Einsamkeit. Den moralischen Zeigefinger braucht die Regisseurin dafür nicht – die Figuren zeigen, wie die Grenze zwischen Schöpfer und Geschöpf verschwimmt.